

Elijah und seine Raben

Botschaften aus der christlichen Sozialarbeit

P. Georg Sporschill SJ¹

Zusammenfassung

P. Georg Sporschill SJ wurde für den 23. Internationalen Heilpädagogischen Kongress 2020 eingeladen, um nach dem Motto *Vertrauen ist die Gegenwart der Hoffnung* einen persönlichen Impuls aus seiner langjährigen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in schwierigen Lebenssituationen zu geben. Der hier abgedruckte Beitrag möchte den aufgrund von Covid-19 abgesagten Vortrag allgemein zugänglich machen.

Schlüsselwörter:

Sozialarbeit
Jugendarbeit
Lebensgeschichten

Keywords:

social work
streetwork
casuistry

Christkönig-Sonntag 1978. Ich war gespannt, welche Stelle aus dem Evangelium auf den Tag meiner Priesterweihe fallen würde. Es war Matthäus 25: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Ich wusste nicht, dass daraus mein Lebensprogramm werden würde.

Jugendarbeit in einer Wiener Pfarrei war meine erste Aufgabe. Eines Nachts durchbohrte eine Kugel das Fenster meines Zimmers im Jesuitenhaus. Ein Jugendlicher hatte sich einen gefährlichen Scherz erlaubt. Der fünfzehnjährige Josef, das Sorgenkind einer guten Familie, hatte seine Pistole ausprobiert. Er flog aus der Schule, war mit schwierigen Freunden unterwegs, er rauchte und trank. Wie ein Harlekin hatte er eine große Anziehungskraft auf alle. Die Mädchen fürchteten und bewunderten ihn. Josef und ich wurden Freunde. Ihm habe ich zu verdanken, dass mir damals viele Vertrauen schenken. Wenn er sogar den Verrückten mag, muss er ein toller Priester sein, meinten die Jugendlichen. Manche Eltern aber bekamen Sorge um ihre braven Kinder. Immer mehr Schwierige scharten sich um mich, bis ich die Pfarre verließ und mit der Caritas ein Haus für Jugendliche in Not eröffnete, für Straftatlassene, Drogensüchtige und Obdachlose. Josef begleitete mich in die Welt der Sozialarbeit. Doch das Leben und seine Kräfte haben ihn überfordert. Er hat sich erschossen. Niemand konnte ihm helfen. In ihm habe ich im Himmel einen starken Fürsprecher für meinen Weg bekommen. Sein Schicksal trieb mich zur Gründung vieler Sozialprojekte für überforderte und kranke Menschen: Obdachlosenhäuser für Junge, Männer und Frauen, Arbeitsprojekte für Straftatlassene und Behinderte, der Canisibus, der bis heute jede Nacht den Obdachlosen an den Wiener Bahnhöfen Hilfe und menschliche Wärme bringt, das Inigo, ein Gasthaus, in dem Gescheiterte neu beginnen können.

1 Die Schwierigen wurden meine Lehrer

Im Jahr 1991 sandte mich der Provinzial für sechs Monate nach Bukarest, um ein Projekt für die Straßenkinder zu starten, die das Erbe der Ceausescu-Diktatur waren. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs waren die Kinder aus den schrecklichen Heimen weggelaufen. Ohne Eltern waren Tausende auf der Straße, den Drogen, der Gewalt und Kriminalität ausgeliefert. Unzählige von ihnen bedrängten mich in Rumänien, dann in der Republik Moldau und in Bulgarien. Sie wurden zu meiner Gemeinde und setzten unglaubliche Kräfte frei. Die Schwierigsten wurden meine Lehrer. Sie forderten mich heraus, meine Angst zu überwinden, Geduld zu lernen, Fantasie in der Erziehung zu entwickeln und täglich meine Vorstellungen von Sozialarbeit aufzugeben. Mit Beharrlichkeit bekämpfen sie bis heute meinen Egoismus, lehren mich Menschlichkeit und lassen mich ahnen, wie groß Gottes

¹ Korrespondierende Adresse von Pater Sporschill: g.spo@gmx.net

Barmherzigkeit ist. Aus den geplanten sechs Monaten bei den Straßenkindern wurden bald dreißig Jahre. Ich konnte viele Helfer und Freunde finden. In meinem Leben als Jesuit und Sozialarbeiter wurde die Straße meine Schule. Sie entfremdete mich vom Ordenshaus, aber ich habe viel Geborgenheit gefunden – bei den Straßenkindern, bei den Mitkämpfern und bei Freunden, die unserer Gemeinschaft bis heute das Leben ermöglichen. In ihrer Großherzigkeit bin ich Gott begegnet. Und die Schwierigen hören bis heute nicht auf, meinen Geist und mein Herz zu weiten.

Vor einiger Zeit kam in Bukarest ein tätowierter junger Mann auf mich zu. Er war gerade aus dem Gefängnis entlassen und fragte: „Kennst du mich nicht mehr? Ich bin Lazar, dein Professor.“ Da erinnerte ich mich an ihn. Er war eines der ersten Straßenkinder, denen ich 1991 am Nordbahnhof in Bukarest begegnet war. Unvergesslich, weil dieses kleine Kind damals mit mir als Neuankömmling Mitleid hatte. Ich konnte noch kein Rumänisch und wusste nicht, wo ich im dunklen Viertel ohne Straßenbeleuchtung Brot kaufen konnte. Lazar brachte mir gestikulierend bei, was Brot auf Rumänisch heißt – „pâine“. Er hatte Hunger, so wie die Horde, die uns folgte, und führte mich zu einer Bäckerei. Noch bevor ich bezahlen konnte, riss er mich am Ärmel und schrie: „Schnell weg!“ Oft musste ich mit meinem Gefolge plötzlich laufen, weil Polizei und Geschäftsleute mit Prügeln auf uns losgingen. Ich hatte von meinem Professor gelernt, was Brot heißt und wo es Brot gab, er aber sollte lernen, dass wir dafür bezahlen müssen. Für die Straßenkinder eine fremde Welt.

2 Die Straßenkinder haben viel zu geben

Die Horden von drogensüchtigen und verwilderten Kindern nützten die Hilflosigkeit der Helfer aus. Wir waren für sie die reichen Ausländer, die keine Ahnung von ihrer Not hatten. Wenn sie unsere Angst spürten, trieben sie ein böses Spiel mit uns. Doch Lazar und immer mehr Kinder traten auf meine Seite. Sie beschützten mich, nicht ganz ohne Vorteile für sie. Sie retteten mein Leben – vor Raubüberfällen der verzweifelten Kinder. Schritt für Schritt machten sie mich „street wise“. Wir organisierten Festmähler im Park vor dem Bukarester Nordbahnhof. Aus den geöffneten Kanaldeckeln kletterten die Festgäste, die unter der Erde Wärme und Schutz suchten. Unerklärlich ist mir bis heute, dass diese zerlumpten Gestalten vor dem Essen beten wollten. „Du bist schließlich Priester“, sagten sie. Der Anführer befahl „Hände falten!“, und sie schlossen andächtig die Augen und beteten. Für einen Moment war Friede, bevor dann der Kampf um jedes Stück Brot tobte. Eine verkehrte Welt – die Straßenkinder sorgten für das Spirituelle, der Priester für das Materielle. Mit den Helfern konnte ich ihnen Essen und Kleider bringen, bis wir die ersten Häuser für sie fanden und ein Kinderdorf bauten.

Noch heute staune ich, wenn ich in die armseligen Hütten der Roma-Familien komme. Wie viele Kinder und Verwandte leben da in einem einzigen Raum! Es gibt keinen Strom und kein Wasser, Wände und Dach sind undicht. Laute Musik, spielende Kinder, Cola und Schnaps auf dem Tisch. Unglaubliche Gastfreundschaft. Ein farbiger Wandteppich mit dem Motiv des letzten Abendmahles oder des guten Hirten zierte in der Hütte die Wand und verdeckte die Löcher. Hier ist Jesus zuhause, er empfängt mich in der Armut mit einer Fröhlichkeit, die jenseitig ist. Ich muss an das Wort Jesu denken: „Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich.“ (Mt 5,3)

Mit Ruth Zenkert, einer Bibelschülerin und Mitstreiterin in Wien und Bukarest, zog ich im Jahr 2012 nach Transsilvanien, wo es in vielen Dörfern Slums der Roma gibt. Von dort waren viele unserer Straßenkinder gekommen. Wir wollten an die Wurzel gehen, dorthin, wo die Not herkommt. Unserem neuen Werk gaben wir den Namen ELIJAH. Der Prophet Elijah heilte Kranke, er erweckte das tote Kind einer armen Witwe zum Leben und er gab den Hungernden zu essen. Allerdings – und das ist schockierend – verlangte er, bevor er half, etwas von der Witwe. Mit dem letzten Mehl und Öl, das sie im Topf hatte, sollte sie für ihn Brot backen. Sie, die dem Hungertod nahe war, sollte dem Gast zu essen geben. Elijah ließ die Witwe wissen, dass sie etwas zu geben hatte. Dass sie nicht armselige Empfängerin, sondern Gastgeberin war. Genauso wie Lazar mein Professor war und mich lehren konnte; er war nicht nur das bettelnde Straßenkind, sondern hatte etwas zu geben. Auf diese Größe war Lazar noch stolz, als wir uns nach zwanzig Jahren wiederfanden.

Der erwachsene Lazar erinnerte sich nicht, wieviel Hilfe er als Kind bekommen, sondern wie er mir geholfen hatte. Wo er geben konnte wie die arme Witwe, die den Propheten bewirtete. Jesus, der geniale Psychologe, brachte es auf den Punkt: „Geben ist seliger als nehmen.“ (Apg 20, 35) Welches Glück ist es für jeden Menschen, wenn er etwas zu geben hat und geben darf! Jedenfalls ein größeres Glück, als wenn er auf Hilfe angewiesen ist und nehmen muss.

Kardinal Martini hat dieses Prinzip auf die Mission angewendet. Er gründete die "Cattedra dei non credenti". Berühmt wurde sein Wort "Woran glaubt, wer nicht glaubt?" im Gespräch mit Umberto Eco. Martini ließ sich

durch die Botschaften der Suchenden herausfordern. "Hören, was die Jungen sagen" war sein Credo. Die Jugend hat seine Wertschätzung gespürt und hat ihn mit Fragen, die die Kirche in die Zukunft führen, beschenkt.

3 Die Raben retten uns

Der Prophet Elijah war ein leidenschaftlicher Kämpfer. Er rief Feuer vom Himmel und lieferte seine Gegner, die Diener der Götzen, dem Schwert aus. Der mächtigen Königin Isebel, die Propheten ermorden ließ, und ihrem gierigen Mann Ahab, der Arme ausnützte, bot er die Stirn. Elijah deckte die Ungerechtigkeit der Mächtigen auf, er wurde bedroht und musste fliehen. Der Flüchtling versteckte sich in einer Höhle bei Jericho. Er war dem Hungertod nahe. Da schickte ihm Gott Raben, die ihm morgens und abends Brot und Fleisch brachten. Deshalb haben wir für das soziale Werk ELIJAH den Raben als Markenzeichen gewählt. Der Rabe ist Lebensretter in göttlichem Auftrag.

Heute ist der schwarze Rabe aus der Krähenfamilie – cioara – das ärgste Schimpfwort für Zigeuner in Rumänien. Es sind die verachteten Roma-Leute in unseren Dörfern, die mein Leben überraschend, spannend, manchmal festlich, voll mit Musik und Tanz machen, obwohl sie nicht lesen und nicht zählen können. Sie haben kein Brot zuhause, aber viele Kinder, die ausschwärmen müssen, um etwas zu besorgen. Es sind die Raben, die auch mir das tägliche Brot bringen, das ich brauche – Arbeitskraft und Lebensfreude, zumindest für den nächsten Schritt und nächsten Tag.

Die Raben müssen rehabilitiert werden. Die Roma sind die größte Minderheit in Europa, am Umgang mit ihnen, den Schwierigen und Armen, entscheidet sich, ob uns der Reichtum glücklich macht und unsere Kinder starke Menschen werden.

Papst Franziskus ist bei seinem Besuch in Rumänien in diesem Jahr auf die Roma zugegangen, mit denen wir uns in Rumänien wie in ganz Europa schwertun, und sie sich mit uns. Er tritt, ein unpopulärer Schritt, auf die Seite der Flüchtlinge und wäscht den Gefangenen die Füße, auch muslimischen Frauen und Ungläubigen. Einen Ausgestoßenen zu berühren ist die stärkste Botschaft. Die persönliche Berührung mit ihnen macht uns menschlich.

Gestärkt durch Raben konnte Elijah weitergehen. Der Weg durch die Wüste war lang. Er verlor den Mut und wollte sterben. Wie der verzweifelte Harlekin oder ein überforderter Sozialarbeiter. Da kam ein Engel, stellte ihm einen Krug Wasser und Brot hin und sagte zu Elijah: „Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich.“ (1 Kön 19,7) Wir brauchen Engel, die uns Mut machen, wenn wir keine Antwort haben und die Welt der Roma nicht verstehen. Warum müssen Kinder mit dreizehn Jahren in Europa heiraten? Warum dürfen sie nicht zur Schule gehen? Warum kennen Menschen keine Uhrzeit? Warum feiern sie mit allen Nachbarn die ganze Nacht und morgen gibt es nichts mehr zu essen? Eine dreißigjährige Mutter freut sich auf das achte Kind, obwohl sie keine Windeln hat. Zu zehnt schlafen sie auf dem Boden. Wie schwierig sind die Wege mit Kindern, die ausgestoßen und verletzt sind! Wie oft verliere ich den Mut und mir fällt einfach nichts mehr ein, was ich einem Gewalttäter, einer dreizehnjährigen Schwangeren, einem Drogensüchtigen sagen kann. Da trägt mich die Gemeinschaft, mit der ich beten kann, die mit mir kämpft, Freunde, die uns die Treue halten. „Lieber Gott, ich danke dir für den Engel neben mir“, bete ich mit unseren Kindern. Sie sehen nicht nur die Engel über uns, sondern auch jene neben uns. Dabei denken sie an die Freunde, die unsere Gemeinschaft tragen.

4 Von der Leidenschaft zur Zärtlichkeit

Elijah – der Prophet und sein Werk – geht den weiten Weg des Helfens. Leidenschaftlich, mit Feuer am Anfang, frech und erfolgreich, dann aber verfolgt, auf der Flucht, hungrig und verzweifelt. Raben und Engel kommen ihm zu Hilfe und geben ihm die Kraft, weiterzugehen. Das Ziel ist der Gottesberg Horeb im Sinai, wo Gott wohnt. Wo sich der Sinn des langen Weges enthüllt, wo die Suche beantwortet, die Sehnsucht erfüllt wird. Was ist der Erfolg der vielen Mühen, das Ergebnis des unpopulären Einsatzes für Gerechtigkeit? Am Sinai offenbart sich Gott dem Propheten Elijah – nicht im starken Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer. Jetzt findet Elijah Gott nicht durch seine gewaltigen Taten, nicht mehr im Feuer seines Kampfes, nicht im Reichtum seiner Ideen, sondern im "sanften, leisen Säuseln". Elijah ist ein anderer geworden. Raben und Engel haben aus ihm einen anderen Menschen gemacht. Er achtet auf das Feine und Leise, er ist nicht mehr feurig und wild wie am Anfang, sondern verletzlich und zärtlich, ja schwach und offen für die Liebe, die ihm geschenkt wird. Die Menschen, für die er sich

eingesetzt hat und mit denen er gestritten hat, sie haben ihn erzogen. Die Schwierigen, das sind die stärksten Erzieher.

5 Muțumesc

Müsste ich meine Arbeit unter ein einziges Wort stellen, würde ich rumänisch sagen: „Muțumesc.“ Multum est, Danke. Meine Schützlinge nennen es das magische Wort. Denn wer dankt, sieht, was er hat. Wer dankt, sieht, was er kann. Das gibt Selbstbewusstsein und den Mut, anderen zu helfen. Ich habe zu danken, meinen Brüdern und Schwestern auf der Straße und in den Roma-Siedlungen. Muțumesc.

In den geringsten Brüdern und Schwestern begegne ich Jesus. Ja, das Wort bei meiner Priesterweihe erfüllt sich.